

Für das Verständnis dieses Gleichnisses, das Jesus heute im Evangelium erzählt, ist es hilfreich, den ersten Teil einfach mal für einen Moment auszublenden, und sich zunächst nur auf den zweiten Teil dieses Gleichnisses zu konzentrieren.

Da trifft ein Knecht auf einen Kollegen, der bei ihm Schulden hat, „hundert Denare“, einen relativ unbedeutenden Betrag, und fordert von ihm diese Schuld zurück. Doch weil dieser im Moment dazu nicht in der Lage oder nicht gewillt ist, schöpft er seine rechtlich legalen Mittel aus, und lässt ihn ins Gefängnis werfen. Gegen diese Vorgehensweise ist nichts einzuwenden, sie ist korrekt. Jede Gemeinschaft braucht eine Rechtsordnung, auf deren Grundlage das Miteinander geregelt werden kann. Wenn einer nicht mehr sicher sein kann, ob er sein geliehenes Geld auch wieder zurückbekommt, dann wird er wohl kaum noch mal jemandem etwas leihen. Insofern bewegt sich der Knecht in unserem Gleichnis im ganz normalen Rahmen einer solchen Rechtsordnung.

Zwei kleine Hinweise allerdings heben dieses zunächst völlig normale Geschehen in einen ganz anderen Zusammenhang.

Da ist zum einen in der Frage des Petrus nach der Häufigkeit der Vergebung dieses kleine Wort „Bruder“ zu finden: „Wie oft muss ich meinem Bruder vergeben...“ (V 23) – ein unüberhörbarer Hinweis auf den gemeindeinternen Bereich.

Zum anderen heißt es da in dem Gleichnis: „Als nun der Knecht hinausging, traf er einen Mitknecht...“ (V 28) Das bedeutet: Beide stehen im Dienst desselben Herrn. Diese Gemeinsamkeit wird am Schluss noch einmal extra hervorgehoben: „Hättest nicht auch du mit deinem Mitknecht Erbarmen haben müssen...?“ (V 33) Allein diese beiden Hinweise verweisen deutlich auf den gemeindeinternen Bereich. Hier geht es um das Miteinander in der Gemeinde Jesu Christi, und hier gelten andere Spielregeln als im sonstigen Leben. Die Gemeinde soll sich ja nach dem Willen Jesu deutlich von der übrigen Welt unterscheiden, damit sie auf diese Weise etwas vom Reich Gottes sichtbar machen kann. Wenn in der ganzen übrigen Welt die gültige Rechtsordnung als kleinster gemeinsamer Nenner für das Miteinander gilt, dann gelten in der christlichen Gemeinde eben ganz deutlich andere Maßstäbe.

Diese für eine christliche Gemeinde anderen Maßstäbe werden nun etwa nicht einfach als Forderung vorgesetzt, wie es in der Frage des Petrus nach der Anzahl des Vergebens am Anfang des Evangeliums anklingt und wie wir es vielleicht erwarten würden. Vergebung ist keine Sache, die man so einfach einfordern kann. Das führt viel zu oft nur zu einem Verdrängen von Verletzungen, und setzt damit einen unterschwellig, und auf Dauer zerstörerischen Prozess in Gang.

Deshalb muss die Begründung für das Vergeben in der christlichen Gemeinde eine ganz andere sein.

Und jetzt kommt der erste Teil des Gleichnisses ins Spiel. Denn dieser Teil zeigt auf sehr eindringliche Weise, dass es Gott selbst ist, sein Handeln, seine unbegrenzte Barmherzigkeit, die das eigentliche Fundament bildet für das Miteinander in der Gemeinde und damit auch für das Vergeben. Er hat im Gleichnis einem seiner Knechte eine Schuld vergeben, die ungefähr der Höhe eines Staatshaushalts entspricht, also eine gigantisch große Schuld.

Diese Aussage des Gleichnisses klingt zunächst durchaus nachvollziehbar. Doch spätestens, wenn wir uns selber ins Spiel bringen, stoßen wir auf ein Problem: Wann hat Gott uns eine solch große Schuld erlassen? Sicher, er vergibt uns immer wieder unsere Sünden, unsere Fehler und unser Versagen. Doch das alles hat nicht einmal andeutungsweise etwas zu tun mit den „zehntausend Talenten“, mit der Größenordnung eines Staatshaushalts. Der Versuch, dies mit typisch orientalischer Übertreibung zu erklären, der zieht hier nicht.

Hier kann uns die zweite Lesung aus dem Römerbrief des Apostels Paulus weiterhelfen. Denn da findet sich eine Aussage, die zwar zu den zentralen, christlichen Fundamenten gehört, aber dennoch sehr oft und schnell einfach vergessen wird: „Ob wir leben oder sterben, wir gehören dem Herrn.“ (V 8c) Damit erinnert Paulus an zwei für den Glauben unverzichtbaren Grundtatsachen:

- Wir sind nicht die Eigentümer unseres Lebens! Unser Leben gehört uns nicht, sondern „wir gehören dem Herrn“. Denn wer von uns hat bestimmt, wann, wo und wie er auf diese Erde gekommen ist? Damit fehlen uns aber die einfachsten Grundbedingungen eines Eigentümers. Spätesten bei unserem Sterben werden wir an diese verdrängte Grundtatsache unserer Existenz erinnert. Und wenn uns tatsächlich nicht einmal unser eigenes Leben gehört, ist es dann nicht geradezu lächerlich, überhaupt etwas als sein Eigentum zu bezeichnen?
- Und dann steckt in der Aussage des Paulus noch etwas anderes: Christus ist für uns am Kreuz gestorben, hat uns so von der allesbeherrschenden Macht des Todes befreit und so unserem Leben jetzt schon eine völlig neue Dimension gegeben. Nach antikem Denken ist es eine Selbstverständlichkeit, dass der, der einem anderen das Leben rettet, zu seinem Eigentümer wird.

Wenn wir uns an diese beiden Grundelemente des christlichen Glaubens erinnern, dann wird dieser gigantisch große Betrag im Gleichnis Jesus schon etwas verständlicher. Mehr noch: Jetzt finden wir uns plötzlich in diesem Gleichnis wieder. Denn jetzt sind wir es, die etwas, das uns gar nicht gehört, mit der größten Selbstverständlichkeit so behandeln, als würde es uns tatsächlich gehören: unser Leben.

Die regelmäßige Erinnerung daran – uns das ist nicht zuletzt auch eine Dimension des sonntäglichen Gottesdienstes – dass unser Leben nicht uns, sondern dem Herrn gehört, könnte einiges in unserem Leben radikal ändern.

Nicht nur, wenn es um die Vergebung geht.